

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 63.

Posen, den 7. September 1927.

Nr. 63.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstrasse 5.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brodtkorff.

8. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Klaus brach in ein Gelächter aus. „Das ist noch nicht viel, Arne, obwohl es immerhin schon etwas ist. — Ja, nun fällt mir ein: Atherton war in Europa. Er ist, glaube ich, hinübergewandert, um gewisse finanzielle Transaktionen vorzunehmen.“

Klaus verbreitete sich noch ein paar Minuten über Atherton. Arne hatte von Melisse sprechen wollen; nun schwieg er aber; denn es wollte ihm wie eine Entweihung erscheinen, Melisses Namen in diesem Zusammenhang zu nennen. Sie sprachen wieder von Deutschland. Klaus kramte alte Erinnerungen aus und lächelte dabei; aber es war das müde Lächeln eines alten Mannes.

„Ich habe ein paar nette deutsche Familien in Brooklyn,“ sagte er. „Vielleicht könnte ich dich einmal mitnehmen. — Uebrigens bin ich selbst schon seit Monaten nicht dort gewesen. Es gibt Situationen, in denen man besser daran tut, die Vergangenheit zu meiden.“ Er winkte dem Kellner, um zu zahlen. „Hast du noch Lust, mit mir ins Kino zu gehen?“ fragte er.

Aber Arne hatte keine Lust. Eine große Müdigkeit war auf einmal in ihm.

„Na — dann bringe ich dich wenigstens bis zur nächsten Subway-Station,“ sagte Klaus. — „Wo wohnst du übrigens? In der Bronx? — Na ja — wir alle haben schließlich einmal in einer ähnlichen Gegend angefangen.“

Sie gingen langsam die verschneiten Straßen hinunter. Die Flocken wirbelten noch immer: es lag etwas unbeschreiblich Weiches und Traumseltiges in diesem gleichmäßigen geräuschlosen Niedersinken.

„Man möchte schlafen!“ dachte Arne. „Nur schlafen!“

Klaus erzählte von einem Film, den er vor zwei Tagen gesehen hatte. „Das mußt du dir ansehen, Arne. Darin sind wir auf der Höhe! — Ueberhaupt: was die Aufmachung der Dinge anbetrifft —.“ Er sprach jetzt lebhafter und mit einem deutlichen Unterton von Stolz. Der müde Zug um seine Lippen war verschwunden. Sie erreichten die Station, und Klaus stieg bis zum Bahnsteig mit herab, damit Arne den rechten Zug nicht verfehle.

„Ich darf also morgen abend anrufen?“ fragte Arne beim Abschied.

„Selbstverständlich! Ich werde das Meinige tun, mein Junge!“

„Ich danke dir, Klaus!“

„Oh — keine Ursache!“

Der Zug kam. Arne stieg ein und winkte noch einmal zurück. Klaus winkte, hob die Hand zum Hutrande und stieg dann eilig, als hätte er etwas Versäumtes nachzuholen, die Treppe wieder hinauf.

V.

Arne rief am nächsten Abend zweimal an und erhielt beide Male die Auskunft, daß Herr Sörensen noch nicht aus dem Geschäft zurück wäre. Er erkannte Ma-

dame Helènes Stimme und glaubte, das spöttische Lächeln um ihre Lippen zu sehen. Entmutigt hingte er den Hörer an und lehrte an seinen Tisch zurück, auf dem noch ein Rest Tee stand, der inzwischen kalt geworden war.

Er hatte von dem kleinen LUNCHROOM aus telephonierte, in dem er gestern mit dem hungernden Alten an dem gleichen Tische gefessen und soeben seine aus Eiern und Schinken bestehende Abendmahlzeit verzehrt hatte. Es war das einzige Warme, das er im Laufe des heutigen Tages außer einem Becher heißen Kaffees zu sich genommen hatte. Trotzdem rechnete er sich beim Bezahlen aus, daß seine Barschaft auf einen Rest von weniger als vier Dollars zusammengeschrumpft war, und daß es nicht gut möglich sein würde, auf diese Weise noch länger als zwei bis drei Tage zu existieren.

Arne hatte eine angreifende Kreuzfahrt in die verschiedensten Gegenden von Newyork hinter sich. Er war Stellenangeboten nachgejagt und trotz allem in den meisten Fällen zu spät gekommen. Aber auf zwei Stellen hatte man ihn aufgefordert, Referenzen anzugeben und am nächsten Tage wiederzukommen. Arne hatte die Adressen von Klaus Sörensen und Melisse de Boor genannt und sich gefreut, daß man ihm wenigstens zwei Hoffnungen gelassen hatte.

Nun fiel es ihm plötzlich ein, daß es gut sein würde, Melisse anzurufen und sie telephonisch über den Charakter der Anfrage zu orientieren. Wahrscheinlich hätte er übrigens früher telephonieren müssen, denn die Anfrage war sicher längst erfolgt. Nun — Melisse de Boor würde auf alle Fälle eine gute Auskunft über ihn erteilt haben, dessen war er sicher.

Arne verzehrte den Rest seines Abendbrotes, trank den kaltgewordenen Tee, ging wieder zum Telephon und rief Melisses Nummer auf.

„Wahrscheinlich ist sie nicht zu Hause,“ dachte er und stellte sich vor, daß der dicke, brutal aussehende Agent jetzt an Melisses Seite in irgendeinem eleganten Lokal säße.

Da meldete sich ihre Stimme am Apparat, und Arne fühlte eine jähe Wärme, die wie ein belebender Trank durch alle seine Adern floß.

Melisse wußte nichts von einer Anfrage. Sie wäre allerdings den Nachmittag über aus gewesen und erst vor einer halben Stunde nach Hause gekommen.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte sie.

„Ach — nicht besonders. Man verliert eine Illusion nach der andern —.“ Er hörte ihr leises Lachen.

„Ich glaube, wir machen alle die gleichen Erfahrungen,“ sagte sie.

Arne verzog den Mund. „Jawohl — die gleichen Erfahrungen, aber doch wohl auf eine recht verschiedene Weise.“ Es war eine leise Bitterheit in seinem Tonfalle, als er es sagte.

„Haben Sie den Abend noch frei?“ fragte Melisse.

„Ja — er hätte den Abend noch frei.“

„Hätten Sie nicht Lust, ein wenig mit mir zu plaudern —?“

Oh ja — er hatte Lust. Wenn er sich sofort auf die Bahn setzte, könnte er in einer knappen Stunde bei ihr

sein. Er hatte sich die Route während seiner zahlreichen Kreuzfahrten bereits auf dem Subwayplane angesehen. Aber das verriet er natürlich nicht.

„Auf Wiedersehen also in einer Stunde!“ rief Melisse, und Arne hängte den Hörer ab.

Auf der Straße segte ihm ein dünner, scharfer Wind entgegen, der die Schneeflocken in die Höhe wirbelte und zu weißen Säulen zusammentrieb. Arne ging rasch, elastisch und mit federnden Schritten. Die Enttäuschungen dieses Tages versanken. Die Angst vor der Zukunft versank. Der Gedanke an Klaus Sörensen tauchte schattenhaft auf und wurde mit einer einzigen flüchtigen Handbewegung abgetan.

„Es wird mir auch ohne Klaus glücken!“ dachte Arne und stieg leise pfeifend die Treppe zum Bahnhof hinauf.

Melisse wohnte in einer vornehmen Gegend und in einem herrschaftlichen Hause, dessen prunkvoller Anstrich Arne ein wenig verwirrte. Ein livrierter Boy fuhr ihn im Lift zum siebenten Stockwerke hinauf. Arne stand in einem leeren, weißen Gange, auf den Türen mündeten, und fühlte sein Herz hörbar klopfen, als er nach einigem Zögern an der Türe der Apartements klingelte, das der Boy ihm als Melisses Wohnung bezeichnet hatte. Eine Negerin in schwarzem Kleid und weißer Schürze öffnete und führte ihn in einen kleinen, ziemlich kahlen Salon, der ganz vom Dufte blühender Hyazinthen erfüllt war. Eine unmäßige Hitze herrschte in diesem Raum und Arne fühlte, wie der Schnee auf seinen Kleidern sich fast augenblicklich in Nässe verwandelte. Melisse kam aus dem Nebenzimmer und bot ihm herzlich und kameradschaftlich die Hand.

„Wie lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind! — Ein lchupisches Wetter, nicht wahr? — Sie sind ja ganz durchgeschneit, Sie Armer! Wollen Sie nicht wenigstens ablegen?“

Um ihre Augenwinkel war wieder der Zug gehetzter Nervosität, der Arne schon gestern an ihr aufgefallen war.

„Wollen Sie eine Tasse Tee, Herr Bester? — Ja — natürlich, Sie müssen ganz durchgefroren sein. Warten Sie nur: Ich lasse Tee machen —“

Arne hatte seinen Mantel abgelegt und es sich in einem der tiefen, behaglichen Sessel bequem gemacht. Die Wärme und der starke Duft der Blumen betäubt ihn ein wenig, und Melisses helle Erscheinung, die sich im Zimmer auf und nieder bewogte, war wie das Bild eines freundlichen Traumes. Melisse hatte geklingelt und mit der farbigen Dienerin einige Worte gewechselt; nun nahm sie Arne gegenüber Platz und sagte:

„Wissen Sie, wer mich heute morgen in aller Frühe angerufen hat?“

Arne wußte es nicht.

„Nein, Sie können es auch nicht wissen, obwohl Sie es eigentlich erraten sollten; denn wir haben neulich von ihm gesprochen, gerade als Mister Mulford dazwischen kam und uns unterbrach —“

„Doktor Merk?“ fragte Arne ungläubig.

„Ja — nun erraten Sie es wirklich! — Doktor Merk hat mich angerufen.“

„Oh — das ist allerdings seltsam, Fräulein de Boor. Hat er Ihnen seine Adresse genannt?“

„Nein, leider nicht! Uebrigens habe ich auch vergessen, danach zu fragen. Ich war, offen gestanden, ein wenig verblüfft darüber, daß Doktor Merk mich anrief. Ich kannte ihn ja kaum, und ich fand es eigentlich etwas naiv von ihm, sich in dieser Weise um mich zu kümmern. Ist das nicht sonderbar, Herr Bester, daß ein jeder von uns wie ein Gefangener hinter Gitterstäben lebt und unwillkürlich mißtrauisch wird, wenn ein anderer Gefangener ihm eine helfende Hand entgegenstreckt? Daß wir auf den ersten Blick immer häßliche und egoistische Motive wittern müssen?“

Sie sah zu ihm hinüber und schien auf Antwort zu

warten. Als Arne schwieg, erhob sie sich und trat langsam ans Fenster.

„Es schneit noch immer,“ sagte sie. Und — nach einer kurzen Pause: „Wissen Sie, daß ich vielleicht in vierzehn Tagen eine Konzertreise durch die Staaten antreten werde?“

Arnes Herz hörte für eine Sekunde zu schlagen auf und begann in der nächsten wild und töricht zu hämmern.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Fräulein de Boor!“ sagte er leise.

Melisse kam vom Fenster zurück und hatte ein müdes Lächeln um den Mund. „Ich danke Ihnen, Herr Bester! Glück ist immer das, was man am nötigsten hat —“

„Man muß vor allen Dingen immer an das Glück glauben, Fräulein de Boor!“

„Muß man das? Ja — vielleicht! Oder doch wenigstens an den Erfolg.“

Sie setzte sich wieder in ihren Sessel. Eine Weile schwiegen sie beide. Melisses letzte Worte schienen irgendwo im Raume hängen geblieben zu sein, wie unruhige Vögel darin herumflattern und keinen Ausweg finden.

„Sie hat einen Kummer!“ dachte Arne.

Das Mädchen kam und brachte den Tee. Melisse goß ein und reichte Arne eine Tasse.

„Nun berichten Sie von Ihren Erlebnissen,“ sagte sie. „Was war das für eine Geschichte mit der Fabrik, von der Sie heute sprachen?“

Arne erzählte ein wenig unbestimmt und mit leicht humoristischer Färbung. Inmitten dieses warmen, nach Blumen duftenden Zimmers und Melisse de Boor gegenüber sitzend, kam es ihm so unwahrscheinlich vor, daß er im Laufe dieses Tages viele Stunden durch den Schneesturm gewandert war, um irgendwo in einer untergeordneten und kläglich bezahlten Stellung unterzutreiben.

Melisse betrachtete ihn mit einem nachdenklichen und mütterlichen Blick: „Vielleicht könnte ich in der Tat etwas für Sie tun!“ meinte sie, als Arne schwieg.

Arnes Kopf zuckte in jäh aufschnellender Hoffnung in die Höhe.

„— nein, nein. — Erwarten Sie nicht zuviel!“ fuhr Melisse hastiger fort. „Ich taste ja selbst noch zu sehr in der Irre. Ich fühle den Boden förmlich unter mir schwanken und habe bisweilen das Gefühl, daß sich in jeder Sekunde ganz unvermutet ein Abgrund neben mir auf tun könnte. Wissen Sie, daß ich mir noch nie zuvor so wehrlos und preisgegeben vorgekommen bin, wie in diesem Lande, von dem es immer heißt, daß es die Frau beschützte wie kein zweites auf der Welt? Es ist lächerlich, nicht wahr? Was sollte mir geschehen?“

Sie war aufgesprungen, ging ein paar mal durchs Zimmer und setzte sich wieder. Sie trug ein Kleid aus heliotropfarbigem Sammet, und ihr Haar schimmerte noch blonder als sonst. Arne bemerkte, daß sie anders frisiert war als auf dem Schiffe — auf eine modische, etwas herausfordernde Weise, die ihrer Erscheinung etwas Fremdes und gleichzeitig einen neuen und besonderen Reiz verlieh.

„Vielleicht liegt es daran, daß ich hier zum ersten Male in meinem Leben auf mich selbst gestellt bin,“ fuhr sie noch leiser fort. „Das Leben hat mich so sehr verwöhnt. Nun mit einem Male zeigen alle Dinge ein so fremdes Gesicht —“

Sie blickte Arne an und lächelte, als wollte sie sich selbst verspotten.

„Wollen Sie noch eine Tasse Tee?“ fragte sie.

„Gern, Fräulein de Boor!“

Er reichte ihr die Tasse und sann auf irgendetwas, das er ihr zum Troste sagen könnte.

„Ich bin überzeugt, daß das ganze Leben für Sie anders aussehen wird, Fräulein de Boor, sobald das Publikum hier zum ersten Male Ihre Stimme gehört hat —“

(Fortsetzung folgt.)

John Pierpont Morgan.

Zum 60. Geburtstag des amerikanischen Bankiers (7. Sept. 1927).
Von Prof. Dr. C. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Der große amerikanische Bankier John Pierpont Morgan vollendet heute das 60. Lebensjahr. Er gehört durch seine Willensenergie und Meisterung des Erfolges zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Gegenwart. Er ist nicht völlig Selbmademan, denn der gleichnamige Vater hat den breiten Grund zu dem großen Lebenswerk dieses Mannes gelegt. Der Vater Morgan hatte in Göttingen studiert, in London die Bankpraxis gelernt und gründete 1864 das Bankhaus Dubnag, Morgan & Co. Sein Hauptgebiet waren Eisenbahnfinanzierungen; so reorganisierte er die Philadelphia and Reading Railroad, die Westshore Railroad und andere verkehrte Bahnen. 1895 trat er einem mächtigen Kräfte bei. 1901 wurde dann der Stahl-, 1902 der Schiffbaustrukt gegründet. 1901—03 wurde der englisch-amerikanische Dampferdienst geschaffen, später vier englische, eine belgische und eine amerikanische Reederei mit etwa 1 Million Registertonnen zur International Mercantile Marine Company vereinigt. Morgan hatte eine wunderbare Bibliothek und eine berühmte Gemäldesammlung und war, als er 1913 in Rom starb, einer der reichsten Männer der Erde. Diese Erbschaft, aber auch die der riesenhaften Arbeit, trat sein Sohn John Pierpont an. Er wurde heute vor 60 Jahren in Irvington geboren, studierte seit 1889 in Harvard und heiratete 23jährig Jane Norton Greer. Er trat dann in die Londoner Gesellschaft J. P. Morgan & Co. ein, wo er bis 1901 blieb, und wurde Teilhaber und 1913 nach des Vaters Tode Haupt der Firma. Jetzt ist er Direktor der U. S. Steel Corporation, der International Mercantile Marine Co., der Pullman Co., der I. Security of New York und der Netna Insurance Co. Er stellte 40 Millionen Dollar für die französische Panama-Kanal-Gesellschaft zur Verfügung. Nach dem Ausbruch des Weltkrieges emigrierte er an Rußland eine Anleihe von 12 Millionen Dollar, übernahm die Handelsvertretung Englands in Amerika, leitete die Munitionslieferungen usw. der U. S. A., stellte 1915 der französischen Regierung 50 Millionen Dollar zur Verfügung, organisierte ein Syndikat von 2200 Banken in Nordamerika und übergab bei Entente 1915 eine Anleihe von 500 Millionen Dollar. Diese mächtigen Zahlen kennzeichnen die Bedeutung des ungewöhnlichen Mannes. Er ist Mitglied der New Yorker Stad Erzhänge, gehört dem Trust des Kirchenpensionsfonds und dem der New Yorker Handelsschulen an. Er ist Direktor des Teabody Donation Fund und wohnt in New York in der Madison Avenue 231 oder Grosvenor Square 12 in London. Wenn ihm der gigantische Mechanismus seines Daseins noch Muße läßt, so lebt er seinen vielen Klubs oder seiner herrlichen Gemäldesammlung. Nicht vergessen sei, daß er auch für Krankenhäuser und wohltätige Stiftungen, sowie für wissenschaftliche Unternehmungen Großes geleistet hat. Was er ererbt von seinem Vater hat, erwarb er, um es zu besitzen!

Werden die Menschen besser?

Sigurd Jbsen über die Moralprobleme.

Der Sohn Henrik Jbsens, Staatsminister Sigurd Jbsen, veröffentlicht Aufsätze über Moralprobleme, denen wir einige wichtige Feststellungen entnehmen möchten, denn besonders die Frage: Werden die Menschen besser? beschäftigt die Philosophen aller Zeiten, und eine negative Beantwortung würde uns das menschliche Leben sinnlos erscheinen lassen. Wir alle möchten so gern glauben, daß es eine Höherentwicklung gibt, daß die Menschheit nicht immer auf der gleichen Stufe stehen bleibt. Was sagt nun Sigurd Jbsen dazu?

„Hinsichtlich der Naturanlagen ist der Mensch wahrscheinlich in der historischen Zeit sich gleich geblieben. In dieser Epoche hat der Körperbau sich nicht verändert, und wahrscheinlich haben auch keine Umänderungen der Seelenkräfte stattgefunden. Die Völker des Altertums, die einen Meschlos, einen Plato und Perikles hervorbrachten, standen den modernen Nationen nicht nach an Geisteskraft, auf allen Gebieten, wo es auf persönliche Begabung allein ankommt, haben die alten Griechen Meisterwerke geschaffen, die in ihrer Art nicht zu übertreffen sind. Wenn die Neuzeit in gewisser Hinsicht weitergekommen ist, wenn unsere Wissenschaften und die darauf beruhende Technik auf Leistungen hindeuten kann, von denen die Hellenen noch keine Ahnung hatten, so ist der Grund hierfür nicht in der organischen Entwicklung der Intelligenz zu suchen, sondern in dem organisatorischen Fortschritt, der durch die exakte Methode und die planmäßige Zusammenarbeit gekennzeichnet wird.“

Und wie mit der Intelligenz, ist es mit der Moral, es ist keine natürliche Weiterentwicklung moralischer Kräfte anzunehmen, aber es sind in der moralischen Praxis zweifellos große Fortschritte gemacht worden. Ein Abgrund scheint das heutige Europa von der Zeit der Folterwerkzeuge und der Hexenverbrennungen zu trennen, und doch liegen nur wenige hundert Jahre dazwischen. Sollte dieser vom Standpunkt der Evolutionslehre verhältnismäßig kleine Zeitraum imstande gewesen sein, eine organische Veredelung des menschlichen Wesens hervorzubringen? Nein, die angeborenen Anlagen für Moral und Unmoral sind bei uns sicher die gleichen wie bei unseren Vorfahren, selbst bei den sehr fernen. Nur handeln wir weniger unmoralisch wie sie. Teils weil wir gelernt haben, uns Verhältnissen anzupassen, die uns in unserem eigenen wie im fremden Interesse dazu nötigen, teils auch, weil die Sittenverhältnisse, die uns umgeben, ablenkend wirken. Durch die vermin-

derde Möglichkeit, schädliche Triebe gefahrlos zu befriedigen, wird unwillkürlich ihr Auftreten auf der Oberfläche des Bewußtseins gehindert. Hier ein Beispiel.“

Jbsen berichtet nun, daß nach der italienischen Statistik die Anzahl der Mordtaten von 1880 bis 1907 auf weniger als die Hälfte jährlich gesunken sei. Danach ist aber unverkennbar festzustellen, daß in so kurzer Zeit der Gang zu solchen Taten nicht in dieser Weise abnehmen kann. Der Gang dazu ist sicher ebenso verbreitet wie früher, aber die Gesellschaftsordnung hat ihn mehr und mehr zurückgedrängt — das ist ein Sieg der sozialen Verbeugung. Man ist nur zu leicht geneigt, sagt Sigurd Jbsen, sich der Täuschung hinzugeben, daß die menschliche Natur sich geändert hat, wenn lediglich der Gesellschaftszustand eine Veränderung erfahren hat. Gregorobius sagt in seinem Buch „Lucrezia Borgia“, daß die Nerven des modernen Kulturmenschen, wenn man ihn in die Renaissance zurückversetzen könnte, durch den Einbruch der damaligen Grausamkeit der Sitten, die den Menschen jener Zeit sich ließ, völlig zerstört werden würden. Ist damit bewiesen, daß die Menschen der Jetztzeit mit feineren Nerven ausgestattet sind als die der Renaissance? Oder daß ihr Moralgefühl stärker ist? Nichts davon trifft zu. Es handelt sich hier einfach um eine Gewohnheitsfrage, wie bei dem Mediziner, den die Praxis allmählich gefühllos gegen Dinge macht, die dem Laien Ekel und Entsetzen einflößen. Wenn gewisse tiefliegende Triebe von der Kultur zurückgedrängt werden, so werden sie damit nicht ausgerottet. Warum erfreuen sich Kriminalromane in allen Ländern größter Beliebtheit? Die uralten Instinkte des Menschen, die in unserer verhältnismäßig wohlgeordneten Gesellschaft keine Nahrung finden, müssen sich mit literarischen Reizmitteln begnügen. Aber unsere Kultur ist ein Firnis, der ungeheuer leicht abfließt, wenn etwas Ungewöhnliches die Oberfläche erschüttert. Man weiß nicht, was in den Menschen steckt, so lange man sie nicht außerhalb der alltäglichen Verhältnisse gesehen hat. Bei allen großen Katastrophen kann man Beispiele von ungeahnter Gemeinheit und unerwartetem Heldentum feststellen. Die moralische Sklavatur ist weit unspannend: vom höchsten Idealismus bis zu den niedrigsten Trieben. So ist sie immer gewesen, und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die moralische Beschaffenheit der heute lebenden Individuen durchschnittlich schlechter oder aber besser wäre als die der vergangenen Geschlechter. Dagegen ist der Gesellschaftszustand mehr in Uebereinstimmung mit den Forderungen der Moral gebracht worden. Wenn zum Beispiel die Nächstenliebe in der modernen Gesellschaft mit all ihrer Fürsorge und Wohltätigkeit besonders hervorretend erscheint, so bedeutet das nicht, daß die Sympathie mit den Schwachen und Unglücklichen stärker ist, als sie etwa im christlichen Mittelalter war, wohl aber findet diese Sympathie stärkeren Ausdruck, weil sie sich zentralisiert und durch öffentliche und private Organisationen Ausdruck finden kann.

Die physische Beschaffenheit des Menschen hat sich in den historischen Zeitaltern nicht verändert, aber seine physische Herrschaft über die Umgebung hat sich unermesslich erweitert, weil er verstanden hat, sich über die Mängel seines Körpers hinwegzusetzen. So wird er mit der Zeit auch den Konflikt zwischen auferlegter Pflicht und angeborener Neigung überwinden lernen, der heute als moralische Unvollkommenheit bezeichnet wird; nicht indem der Mensch mit Anlagen ausgestattet wird, die den jetzt Lebenden fehlen, denn die Anlagen werden vermutlich die gleichen bleiben, sondern indem er die sozialen Zustände wirklich meistern lernt. Es kann sehr wohl sein, daß eine spätere Generation, die in der Tat nicht „besser“ ist als die heutige, dennoch Zustände verwirklicht, die uns als moralisch unerreichbar erscheinen würden. Denken wir uns etwa eine Zukunft, die allen Menschen das tägliche Brot im Überfluß gäbe, etwa durch synthetische Herstellung der Lebensmittel, so würde wahrscheinlich eine Moralstatistik ein Niveau zeigen, das bedeutend höher wäre als das heutige. Aber nicht weil die menschliche Natur sich verändert hätte, sondern weil die gesamten Verhältnisse andere geworden wären. Eine bahnbrechende Erfindung auf dem Gebiet der Volksernährung würde unbedingt dazu beitragen, die Gesellschaftsmoral zu heben, wirksamer als alle Ermahnungen und guten Ratsschläge. Es kommt weniger darauf an, die Menschen zu bessern, als die allgemeinen Zustände.

Dr. Richard Wolfenberger.

Aus der Hand lesen.

Von Frank Warschauer.

Also das gibt es noch. Nämlich es erscheint in einem Berliner Verlag ein Büchlein über die Handlesetkunst. Die Kunst, aus den Linien der Hand zu erfahren, wer du bist und wer du warst, und wohin des Wegs und wann es soweit ist zur Selbstförderung in das unbekannte Land.

Nicht immer auf gebahnten Wegen wandeln! Es laßt das Bage, das Angewisse, das Geheimnis von morgen und das von gestern. Ich blättere in dem Büchlein. Hat es keine wissenschaftliche Wahrheit, so doch vielleicht eine poetische.

Verfasser: Nicht fassbar. Nämlich nur in einem Pseudonym vorhanden. „Cheiro ist das Pseudonym eines in England lebenden Aristokraten, der nicht genannt zu werden wünscht.“ So versichert im Vorwort die Herausgeberin eine Gräfin mit dem schönen Vornamen Bianca. Ich werde mich an Sie halten, Bianca, da ich doch nicht weiß, wer Cheiro ist. Also legen Sie los, Bianca:

Erstens: Einführung. Die Handlesetkunst ist eine uralte Wissenschaft. Schon die Indier —, die Ägypter —, die Griechen — gut; das gibt zu denken. Was ist häufiger: uralte Firtümer oder uralte Wahrheiten? Ich wage es nicht zu entscheiden. Aber es steht fest, daß dies keine Improvisationen sind, von Madame de Thèbe, oder irgend einem Jahrmarktsgauner; sondern ein System, ein Lehr-

gebäude, von Jahrtausenden errichtet. Ist es Aberglaube — so hat er zumindest einen Museumswert.

Im Mittelalter war's bald verboten, bald geboten. Gelegentlich sogar mit dem Tode bestraft; damals war man nicht für Galtheiten. Dennoch aber: „wie ein Phönix erhebt sie (nämlich die Handelskunst) sich aus dem Feuer der Verfolgung.“ Bravo!

Jetzt kommt einiges von der modernen Wissenschaft, die angeblich der Handelskunst sehr geneigt sei. Aber Bianca! Ist das wahr? Aber Sie hätten sich bessere Argumente aussuchen sollen, ich werde Ihnen dann ein wenig zu Hilfe kommen.

Folgt der apologetische Teil. „Selbst der ärgste Skeptiker wird bereitwillig zugeben, daß zwischen den Händen von Leuten verschiedenen Temperaments ein großer Unterschied besteht. Die Natur tut nichts ohne Absicht; es muß also solchen Unterschieden eine Bedeutung unterliegen, so wie es bei Tieren der Fall ist... Für das geübte Urteil des Pferdekenner's enthält die geringfügigste Verschiedenheit eine Sprache in der Linie. Warum soll nicht das Gleiche von der Hand gelten?“ Sehr richtig, Bianca.

Folgt der erste Teil, betitelt: Chironomie; das heißt auf deutsch, die Lehre von den Typen und Formen der Hand und der Finger. Nun, hier ist in der Tat die Wissenschaft nicht gar so weit entfernt. Hat sie doch neuerdings die Zusammenhänge zwischen Körperbau und Charakter studiert. Ist sie doch dabei zu den erst ersichtlichsten Resultaten gekommen, und wer weiß, wo sie morgen hingelangt. Vielleicht zu dem, was heute Perium und vager Glaube heißt... Körperformen sind der symbolische Ausdruck der Natur für die geistigen Wesensformen des Menschen, so lehrt die Wissenschaft heute; und schon erkennt sie in der gesamten Menschheit bestimmte Typen, deren jeder eine Grundform des Charakters eigentümlich ist; und deren jeder somit, so schließen wir über die Wissenschaft heraus, wahrscheinlich auch eine bestimmte Art des Schicksalsablaufs zugeordnet ist... Wie, der feste Daumen an einer Hand soll einen hartnäckigen Willen zeigen, der geschmeidigere hingegen auf eine nachgiebigere Natur weisen — das wäre mindestens zu diskutieren; ebenso die Bedeutung der Form der Hand. Nur daß „Menschen mit kurzer, dider, plumber Hand geringe geistige Fähigkeiten haben“ — das ist leider verkehrt, Bianca, wie mir durch einige Gegenbeispiele bekannt ist. Nein, ich bin nicht beleidigt, meine Hand ist schmal).

Weiter, Bianca. Jetzt treten wir ein in den Bezirk der Geheimlehre. „Chironomie“ — das ist die Lehre von der Bedeutung der Linien im Innern der Hand. Hier steht nun nach Ihrer und Ihrer Freunde Behauptung aus zwölf Jahrtausenden alles verzeichnet, einfach Alles. Wieviel Kinder und wieviel Frauen, und Kopf und Herz und die Linie des Schicksals und die Lebenslinie und dann (das gefällt mir besonders) die „Via lasciva“ und der „Venusgürtel“, der „Ring des Saturn“ und „die Sonnenlinie“ — ein ganzer Kosmos, sagen Sie, ist meine Hand, mit ewigen, unabänderlichen Gesetzen, geheimnisvoll und klar zugleich, ein Spiegel, in dem des Schicksals wirres Nadelnspiel sich vielfältig, wunderbar abzeichnet.

Nun, nehmen wir einen Augenblick an, es wäre so, vor dem Forum unseres sicheren Gewissens. Warum ist dann nicht einer von Ihnen Jahre vor den großen politischen Umwälzungen, dem Weltkrieg und den Revolutionen auf diese Ereignisse aufmerksam geworden, die doch in jedes einzigen Menschen Schicksal eine Entscheidung bedeuten, und bei allen in der gleichen Zeitspanne — denn auch den Zeitpunkt der Veränderungen behaupten sie zu erkennen? Warum hat es keiner von Ihnen laut vorhergesagt?

Sie schweigen, Bianca... Aber nun bemerke ich, daß ich mich schon bei einigen Leuten ein wenig lächerlich gemacht habe, weil ich mit Ihnen ernsthaft über etwas zu diskutieren beginne, was doch nur Aberglaube, nicht wert genauerer Betrachtung.

Doch da halte ich zu Ihnen, Bianca. Sie und Ihre Freunde aus den zwölf Jahrtausenden behaupten Kühnes; aber Sie beweisen nichts. Und doch wäre es so leicht, nachzuprüfen. Es zu tun — dazu sollte sich die Wissenschaft nicht zu gut sein. Heute nicht und morgen ganz gewiß nicht. Denn mir scheint: daß Erkenntnisse dieser Art ganz unmöglich seien, das ist nicht erwiesen; daß sie wahr seien, freilich noch weniger. Wie leicht könnte man's feststellen, aus der Prüfung von Händen Toter und Kranker, aus einem großen Untersuchungsmaterial, wo sich hier Wissen von Schwindel abgrenzen ließe.

Aber noch ist es nicht so weit. Noch ist aus eurem Rauderwelsch, Bianca, keine Sprache geworden. Auch dieses Gebiet sollte nun durch die Wissenschaft urbar gemacht werden, und wo jetzt euer geheimnisvoller Urwald gespenstert, wird dann eine glatte, gut gebaute Straße sicher zum Ziele führen.

Von zahmen Leoparden, Millionären und der Naturgeschichte.

Ein altes deutsches Sprichwort sagt: Hunde die bellen, beißen nicht! Hierzu hat der Volksmund eine allerliebste Geschichte in Umlauf gesetzt: Auf einen Hausierer stürzt sich beim Betreten eines Bauerngutes mit wütendem Gebell der Hofsund. Der herzu-eilende Hausherr rüft dem ängstlich Schutz suchenden Händler zu: „Na, wissen Sie denn nicht, daß Hunde die bellen, nicht beißen?“ — „Das schon, erwidert der Händler,“ aber weiß es der Hund?“

In diese niedliche Erzählung erinnert unfreiwillig die nachstehende Episode die im „New-York-Herald“ berichtet wurde.

Der Millionär Wentworth hatte von seiner Afrikareise zwei junge, angeblich zahme Leoparden mitgebracht, und ließ sie auf seinem Wohnsitz in Chicago völlig frei in Haus, Hof und Garten. Bald jedoch liefen bei der Distriktpolizeiwache fortgesetzte Klagen ein, wegen lebensgefährlicher Angriffe, die die weiblichen Tierchen auf flatternde Bänder und Frauengepäander unternahmen wollten,

ebenso wie sie eine seltsame Vorliebe für fliegende Nachschöbe und selbst auf Hosenbeine entwickelten.

Nun ist aber ein Millionär kein gewöhnlicher Sterblicher, weshalb der Polizeigagent Britton beauftragt wurde, die Sache in sehr delikater Weise zu untersuchen. Er machte sich auch auf und wurde von dem Leopardenbesitzer und Millionär aufs vornehmteste empfangen. Herr Wentworth führte den Hüter des Gesebes in ein Zimmer, wo die Leoparden faul und unschuldig wie neugeborene Lämmer auf ihren Pfaffen lagen. Ja, ihr Herr forderte den Polizisten sogar auf, die Tiere zu streicheln. Das lehnte nun wiederum der Polizist ab, indem er darauf hinwies, daß die Polizei nicht zum Streicheln da sein. Um nun den Hüter der heiligen Herrmannsja von der völligen Harmlosigkeit der Leoparden zu überzeugen, holte der Millionär ein dickes Buch, und nachdem er seinen Besucher sanft in einen Stuhl gedrückt hatte, begann er ihm vorzulesen. Die beiden großen Katzen lagen schlafend auf ihren Pfaffen und klammerten sich anscheinend gar nicht um den Polizisten. Gerade las ihm Herr Wentworth vor: „Es ist noch nie vorgekommen, daß ein Jagdleopard sich auf einen Menschen gestürzt hätte, wenn er nicht zuvor gereizt worden wäre — — —“. Bei diesen Worten sprang der Polizeigagent mit lautem Gebrüll empor, denn an seiner Wade hing mit Krallen und Zähnen das eine der beiden Tiere. Er schlug es mit seinem Polizeiknüppel mehrmals über den Kopf, daß es von ihm abließ und sich jaulend auf sein Pfaffen zurückzog, wo es sich aber gleich darauf mit behaglichem Schnurren das obri-keilliche Blut von den Pfoten leckte.

„Verdammt Ihr Buch“, fauchte der Polizeigagent den Millionär an. „Hab ich etwa die Tiere gereizt?“

„Allerdings, Sie haben sie nicht im Nuco behalten. Das fassen sie ebenfalls als Kränkung auf, und streicheln wollten Sie sie auch nicht. Hören Sie die diesbezügliche Stelle — — —“

Polizeigagent Britton aber hatte sich bereits ein Urteil gebildet, und heute befinden sich die beiden harmlosen Tiere hinter festen Eisengittern im Zoologischen Garten von Chicago.

Allerlei Wissen.

Beamte in der Schweiz. Nach Zahl der Beamten im Verhältnis zur Zahl der Einwohner schlägt die Schweiz schon Rekord. Im Jahre 1875 umfaßte die Zentralverwaltung des schweizerischen Bundesstaates 807 Funktionäre, nicht einen mehr. Heute zählt sie 7358, nicht einen weniger. Die Zahl dieser Beamten hat es also fertig bekommen, sich in 50 Jahren um 811 v. H. zu vermehren, während in derselben Zeit die Bevölkerung nur um 40 v. H. gewachsen ist. Im Augenblick zählt man etwas mehr als 155 000 Beamte für das gesamte Schweizerland (86 000 Bundesbeamte und ungefähr 87 000 kantonale und Gemeindebeamten), und das für eine Bevölkerung von im ganzen ungefähr 3 800 000 Seelen, d. h. also, es kommt ungefähr auf jeden 26. Schweizer einschließlich der Säuglinge und der kleinen Kinder ein Beamter!

Milchkäfer, die uns die Milch wegtrinken. In einer Dorfgemeinde des Rhodetales in der Schweiz hat man dieses Jahr einen Versuch unternommen, um die Schädlichkeit der Milchkäfer nachzuweisen. Dabei ist man zu hochinteressanten Resultaten gelangt. Zwar hat man nicht etwa eine neue Spezies milchtrinkender Milchkäfer entdeckt — o nein, lieber Leser, es waren die ganz gewöhnlichen uns allen hinreichend bekannten braunen Gesellen, mit deren Bild wir so gern unsere Pfingsttorten schmücken. Die Milchtrüge braucht aber deswegen niemand zu verschleppen, wenn der Milchkäfer wieder in grünen Birken oder Kastanien summt.

In obiger Gemeinde wurden 2 Hektar ganz gleich guten Bodens zu Versuchszwecken zur Verfügung gestellt. Der eine Hektar wurde im Frühjahr sehr sorgfältig nach Engerlingen, aus denen sich bekanntlich die späteren Milchkäfer entwickeln, abgesehen, während man in der anderen Wiesenfläche die Engerlinge ruhig sich entwickeln ließ. Auch bei den Grundstücken wurde der gleiche Grad-samen ausgesäet. Und das Ergebnis: Der von Engerlingen verschonte Hektar brachte volle 1000 Kilo Heu mehr als der andere.

1000 Kilo Heu-Gras haben also die Milchkäfer auf einem einzigen Hektar in der Zeit ihres Larvenstadiums vernichtet. Das bedeutet auf die Gemeinde übertragen, daß das Dorf 86 Rütche mehr hätte halten können, wenn alles Wiesenland nach Engerlingen abgesehen worden wäre. Diese 86 Rütche wieder entsprechen einer Mehrproduktion von 15 000 Litern Milch.

Fröhliche Ecke.

Letzte Lösung.

Die Köchin will heiraten.

Kündigt.

Was Madame nicht paßt.

„Wenn Sie auf Ihre Heirat verzichten“, versucht sie ein letztes, „bin ich sogar bereit, Ihnen neue Gardinen für unsere Küche zu kaufen.“

Die neue Zeit.

Großmutter: „Als ich noch jung war, hat man viel später geheiratet.“

Enkelin: „Dafür heiratet man jetzt auch viel häufiger.“

Kunstlehre.

„Wie unterscheidet man am sichersten Barock und Renaissance?“

„Ganz einfach. Wenn man hinschaut und sich stößt, gibt es bei Barock eine Beule und bei Renaissance ein Loch.“

Verantwortl. Schriftleiter: i. B. Alexander Jurk, Pagan.